

Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann

Bericht vor der Landessynode am 1. Juli 2005

Herr Präsident, Hohe Synode,

nun haben wir vorgestern das so wunderbar neu genutzte Michaeliskloster erlebt, über Gottesdienst und Kirchenmusik gesprochen, gestern schwere Entscheidungen zur Zukunft unserer Kirche gestern miteinander diskutiert. Welchen Akzent kann jetzt noch der Bericht der Landesbischöfin setzen? Sind das nicht viel zu viele Tagesordnungspunkte in knapp vier Tagen? Aber der Herausforderungen gibt es eben viele in unserer großen Kirche. Seit der letzten Synodaltagung im vergangenen November haben uns als Landeskirche etliche Themen beschäftigt, vieles wäre zu berichten. Und das ist letzten Endes ein gutes Zeichen dafür, dass wir mitten im Leben stehen, mitten in aktuellen theologischen Diskussionen und mitten in der Gesellschaft mit all ihren Auseinandersetzungen und Fragen. Den Bischofsbericht habe ich dieses Mal allerdings auf drei Punkte konzentriert, damit die Fülle nicht zum Sammelsurium wird.

Lassen Sie uns also heute Vormittag einen Dreischritt gehen: vom Kirchentag vor einem Monat über das große Thema Spiritualität bis zu einer Konkretion der christlichen Praxis der Nächstenliebe.

1. Kirchentag

Der 30. Deutsche Evangelische Kirchentag war ein großes Fest des Glaubens. Oder eben auch: wie Weihnachten im Mai. Ich denke, alle, die in diesen Tagen in Hannover waren, haben das so empfunden. Das höre ich immer wieder in Kirchengemeinden, die ich besuche, aber davon erzählt auch der Mann an der Kasse im Lebensmittelladen, die Dame, die ich am Maschsee treffe oder der Asphaltverkäufer. Der Kirchentag hat Hannover geradezu ein bisschen verzaubert, da gab es eine Heiterkeit, die fast alle angesteckt hat. Mut zur Zukunft, christliche Glaubenshoffung – das war spürbar, greifbar. Und auch die Presseberichterstattung war großartig, fast schien es, als sei das für so manchen das eine völlig unerwartete Überraschung: sooo viele Christen in der Stadt! „Du liebe Zeit“, sagte mir der Friseur, „die sind auch noch permanent guter Laune!“ Dem einen ging das Eis aus, dem anderen das Bier, dem dritten die Würstchen. Fröhliches Miteinander allerorten – so entstanden Bilder und Geschichten, die wir sicher nicht vergessen werden. Kirche, Stadt, Region und Land

haben hier großartig, aber eben auch einfach selbstverständlich zusammengewirkt. Das ist ein wichtiger Faktor gewesen, den auch viele Gäste gespürt haben. 1,3 Millionen Menschen insgesamt an fünf Tagen haben teilgenommen, wenn wir wie eine Messe die Tage addieren – das war ein voller Erfolg.

Gleich bei der Pressekonferenz vor Beginn habe ich gesagt: Herzlich willkommen zuhause! 1949 wurde der DEKT hier bei uns von Gustav Heinemann per Akklamation ausgerufen. Kirchentagsinitiator Reinold von Thadden-Trieglaff wollte die Evangelischen unterweisen, damit sie nie wieder in die Irre gehen, wie zur Zeit des Nationalsozialismus. Kirchentage waren daher von Anfang an beides, ein Fest und ein Manifest des Protestantismus in Deutschland, ein Fest des Glaubens und die Auseinandersetzung der Evangelischen mit den Herausforderungen der Zeit. Vieles ist da historisch sehr interessant. In einem Vortrag im niedersächsischen Landtag habe ich das im Mai nachgezeichnet. (Falls Sie daran Interesse haben, können Sie das nachlesen im Internet unter www.Landeskirche-Hannover.de, „Landesbischöfin“, „Vorträge“).

Nach 1949, 1967 und 1983 hatte unsere hannoversche Landeskirche den Kirchentag ein viertes Mal zum 50-jährigen Gründungsjubiläum 1999 eingeladen. Der Zeitpunkt war nicht realisierbar, weil nach der Wiedervereinigung der Leipziger Kirchentag eingeplant werden musste, Stuttgart dadurch auf der „Warteliste“ stand, Hannover durch die EXPO-Zeit beansprucht war und schließlich der Ökumenische Kirchentag in Berlin stattfand. So haben wir lange auf die Gäste gewartet und uns dann wirklich von Herzen gefreut, dass dieses evangelische Großereignis bei uns stattfinden konnte.

Sicher, der Kirchentag ist auch ein Happening, und das darf er auch sein. Spaß ist erlaubt im Protestantismus, miteinander feiern und fröhlich sein kann durchaus ein Ausdruck christlicher Glaubenszuversicht sein! Der Kirchentag ist aber eben nicht nur ein Event, bei dem ich auf dem Platz stehe, zuschaue, was passiert. Der Schlüssel zum Erfolg des Kirchentages ist, dass er die Menschen einlädt zum Mitfeiern, Mitmachen und vor allen Dingen auch zum Mitdenken. Die fünf Tage, die wir erlebt haben, sie waren über Monate inhaltlich vorbereitet worden. Das gilt für die Arbeitsgruppen des Kirchentages, aber auch für die Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen unserer Landeskirche. Wohl kein Arbeitsbereich hat sich dem Kirchentag entzogen, Menschen haben in den vergangenen Monaten ihr kirchliches Engagement ganz in den Dienst der Vorbereitung des Treffens gestellt. Ich denke beispielsweise an die Ju-

gendarbeit unserer Landeskirche, die den ökumenischen Gottesdienst am Donnerstag am Steintor vorbereitet hat. Vor allem aber sei an den Abend der Begegnung erinnert, bei dem unsere Gemeinden von den Ostfriesischen Inseln bis kurz vor die Tore Kassels, von der Grenze zu den Niederlanden bis an die Elbe die Gäste herzlich willkommen geheißen haben. Von weit hinterm Deich aus Ostfriesland, wo der Klönsnack beim Kopke Tee mit Kluntjes noch ein wertvoller Augenblick ist, haben die Gemeinden Matjes und Krabben, Mehlputt und Pannkoeken mitgebracht. Das Hildesheimer Land grüßte mit Spargelsalat, Schmalzbrot und Scherper-Essen. Jugendliche haben gezeigt, wie lebendig unsere Diakonie ist. Swinging Jazz kam aus Einbeck und die Rock Band „Sputnike“ von der Weser.

Der Kirchentag fand statt in einer Zeit, in der unsere Kirche sieht sich derzeit vor großen Herausforderungen steht. Es gibt viel Innovation und Kreativität. Und gleichzeitig gibt es zurückgehende Mitgliederzahlen und sinkende Kirchensteuereinnahmen. Das heißt aber nicht, dass das für immer und ewig so bleiben wird. Da ist Mut zur Zukunftsplanung gefordert, Entschlossenheit zum Handeln und auch ein gewisses Gottvertrauen: Wir werden auch in Zukunft Kirche sein in diesem Land. Nahe bei den Menschen und offen für die Fragen der Zeit. Aber wir werden uns verändern müssen, einiges wird nicht mehr möglich sein, von manchem werden wir uns verabschieden müssen. Ich weiß, dass uns da ein schmerzhafter Prozess bevorsteht, und gleichzeitig bin ich überzeugt, dass es auch in Zukunft lebendigen Glauben und neue Initiativen geben wird. So habe ich den Kirchentag vor allem als ein Fest der Ermutigung gesehen: So vielfältig können wir evangelische Gottesdienste gestalten, so zentral ist weiterhin die Bibelarbeit für uns, so energisch können wir in unserem Land Orientierung geben - von den biblischen Wurzeln her, den Zehn Geboten, den Weisungen Gottes, der Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus! Ja, ein Fest der Ermutigung hat sich da ereignet, ein Fest, das den Beteiligten und auch vielen in unserem Land gezeigt hat: Die evangelische Kirche ist da mit den Inhalten des Glaubens und mit Energie zur Gestaltung auch in schwieriger Zeit. Dieses Fest wirkt nun nach im Alltag unserer Kirche und unserer Gemeinden vor Ort. Es hat uns in Bewegung gebracht.

Besonders habe ich mich darüber gefreut, wie viele Menschen aus unserer Landeskirche engagiert waren. Ja, es gab eine ungewöhnlich hohe, geradezu überwältigende Beteiligung aus Niedersachsen. Und auch in der besonders hohen Zahl ausländi-

scher Gäste – weit über 3000 – spiegelt sich vor allem die gewachsene Beziehung zu den Partnerkirchen unserer Landeskirche in Übersee. In jedem Fall hat uns die Beteiligung aus dem Ausland gut getan, der andere Horizont der weltweiten Kirche hilft den Blick zu weiten. 400 Menschen aus Polen waren hier, 150 aus Ungarn. Einer sagte mir, als ich die ausländischen Gäste begrüßte: es tut einfach gut, wenn du aus einer Minderheitenkirche kommst, hier mal so richtig in einer evangelischen Mehrheitsmenge zu baden.

Noch vor Beginn war wichtig, dass wir in der Tradition des Kirchentages ein Gedenken vor Beginn durchgeführt haben. Kirchentagsgründer Reinhold von Thadden-Trieglaff hatte ja als ein Ziel erklärt, dass die Evangelischen in Deutschland nie wieder in die Irre gehen mögen wie zur Zeit des Nationalsozialismus. Bei diesem Gedenken wurde erinnert an die systematische Vernichtung psychisch Kranker am Beispiel der Vorgängereinrichtung des Landeskrankenhauses Wunstorf. Das war bewegend und eine intensive Mahnung, kein Leben zu selektieren, lebenswertes und lebensunwertes Leben nicht unterscheiden zu wollen.

Auf dem Opernplatz, am Steintor und neben der Marktkirche hat sich dann um 18 Uhr gezeigt, dass es richtig war, dem Wunsch nach zentralen Eröffnungsgottesdiensten nachzukommen. Ja, wir hätten sogar auf dem Waterlooplatz einen einzigen zentralen Eröffnungsgottesdienst feiern können. Da hat dieser Kirchentag Neuland betreten und einen Maßstab gesetzt. Der anschließende Abend der Begegnung hat die heitere Zuversicht der Christinnen und Christen gezeigt. Noch nie gab es an einem Abend der Begegnung so viele Stände (noch nie so viele Essensportionen, noch nie so viele Sitzgelegenheiten). Mich hat besonders bewegt, wie Zehntausende von Menschen stille werden, Kerzen anzünden singen und beten. Der Auftakt war geprägt von Spiritualität, der Fähigkeit, ein Fest des Glaubens zu feiern – heiter und ernsthaft zugleich.

Die drei Arbeitstage haben belegt, dass Bibelarbeit gefragt ist. Mich hat beeindruckt, dass beispielsweise in der Halle der Globalisierung 6000 Menschen eine Stunde lang auf Papphockern konzentriert einer Bibelarbeit zum schwierigen Maleachitext folgen oder mehrere Tausend zu einem schwierigen Thema wie „Zukunft der Gemeinde“ konzentriert zuhören, mitdenken, mitreden. Das fasziniert am Kirchentag: er hat eine Leichtigkeit und gleichzeitig einen tiefen Ernst.

Immer wieder bin ich gefragt worden, ob der Kirchentag nicht ein Wahlkampfforum geboten habe, wenige Tage nachdem der Bundeskanzler ankündigte, einen Weg zu Neuwahlen noch in diesem Jahr suchen zu wollen. Das aber haben die Teilnehmenden schlicht nicht zugelassen. Sie haben die Menschen in der Politik ernsthaft befragt nach ihrer Verantwortung, nach ihren Grundüberzeugungen befragt. Ja, sie haben auch geklatscht, wenn sie Meinungen teilten und es sei mancher Politikerin und manchem Politiker gegönnt, hier einmal nicht Politikverdrossenheit und Worthülsenschlagabtausch erlebt zu haben, sondern ehrliches Interesse und kritischen Geist. Wahrscheinlich haben diejenigen Recht, die sagen, wir sollten Politikerinnen und Politiker hauptsächlich zu Bibelarbeiten einladen, damit sie sich einem anderen Text stellen müssten. Der katholische Ministerpräsident unseres Landes hat das beispielsweise ebenso getan wie die evangelische Kanzlerkandidatin, Katrin Göring-Eckhardt ebenso wie Henning Scherf. Spannend!

Dieser Kirchentag hat gezeigt: es gibt einen lebendigen Protestantismus in unserem Land. Da geht es nicht nur um ein Zwischenhoch wie das Wetter, das uns geschenkt war (ab Montag fielen die Temperaturen ja prompt wieder). Kirchlich gesehen ist das ein Zeichen für ein Dauerhoch, denke ich. Wir erfahren ab und an ein Zwischentief, Krisenzeiten, Finanz- und Strukturprobleme, wie wir es bei dieser Synode ganz besonders wahrnehmen. Und auch in unseren Gemeinden gibt es manches Mal eine Durststrecke und auch berechtigte Klagen und Zukunftssorgen. Aber konstant ist der christliche Glaube, die kirchliche Existenz. Das Fest des Glaubens hat uns deshalb gut getan. Es hat ermutigt, am Glauben festzuhalten und andere einzuladen, es hat ermutigt, sich nicht zurück zu ziehen, sondern sich kräftig einzumischen in diese Welt, von der wir glauben, dass sie Gottes Welt ist.

Die Regionale Arbeitsstelle hat soeben ihren Bericht abgegeben und insbesondere über die landeskirchlichen Projekte berichtet. Nun will ich nicht wiederholen, was dargestellt wurde. Soviel aber: unsere Landeskirche hat diesen Kirchentag energisch mitgestaltet und ihn deutlich selbst genutzt – 40% der Dauerteilnehmenden und 90% der Tagesgäste kamen aus der hannoverschen Landeskirche, das ist eine stolze Zahl. Ich denke, die RAST hat dazu viel geleistet, viele im Vorfeld zum Mitmachen motiviert und eigene Akzente gesetzt. Wie viele Gastgeberinnen und Gastgeber innerhalb kürzester Zeit ein Bett zur Verfügung gestellt haben, das war beeindruckend. Oder nehmen wir das Kulturprogramm. Ich denke etwa an die Ausstellung zum The-

ma „Fromme Bilderwelten“ im Kestnermuseum. Das ist nur ein Beispiel des großartigen Kulturprogramms, das in Hannover zum Kirchentag auf die Beine gestellt wurde. Oder denken wir an die Lange Nacht der offenen Kirchen mit dem Feierabendmahl. Auch das war neu in Hannover, hat unsere Versuche mit der langen Nacht der offenen Kirche aufgenommen und in Kirchentagsqualität umgesetzt.

Kurzum: Es war wichtig, eine eigene regionale Arbeitsstelle zu haben. So konnte auch die Zahl der teilnehmenden Schülerinnen und Schüler erheblich gesteigert werden, mit der Werkstatt „Schule und Kirche“, mit dem Zentrum „Gewalt überwinden“ wurde ein besonderer Akzent gesetzt. Bei der ganzen Debatte, ob denn nun der Kirchentag freie Laienbewegung oder Teil der Kirche sei, wer denn nun wen hier vereinnahmen könnte, hat für mich schlicht gezeigt: es braucht eine kräftige Landeskirche, um einen Kirchentag zu „wuppen“ und es tut der Landeskirche gut, wenn der Kirchentag kommt.

Unsere Landeskirche jedenfalls hat ihre Energie, ihre Innovationskraft und auch ihre erdverbundene Gelassenheit und sturmerprobte Verwurzelung im Glauben in die Vorbereitung und Durchführung dieses Kirchentags eingebracht. Ich danke der Landessynode, dass sie dieses Vorhaben auch in Zeiten des Sparens klar unterstützt hat und so viele sich persönlich engagiert haben. Seit Januar waren ja nahezu alle Hauptamtlichen und viele Ehrenamtliche in Sachen Kirchentag aktiv - zeitweise hatte ich den Eindruck, das gesamte Haus Kirchlicher Dienste ist eine Art Dependence der Geschäftsstelle des Kirchentages. Neben allen anderen Projekten will ich auch das „Himmelszelt“ nennen, ein besonderes Projekt, mit dem wir eine Woche lang am Kröpcke präsent waren. Mehr als 80 Mitarbeitende - vor allem aus dem Landeskirchenamt - haben dort in drei Schichten an neun Tagen eine sympathische und offene Visitenkarte unserer Landeskirche abgegeben, präsent mit Rat, Tat, Info, Unterhaltung und Gastfreundschaft (einige Fotoimpressionen können sie an der Litfasssäule im Vorraum sehen). Ein gutes Experiment, das uns ermutigt, uns auch bei anderen Gelegenheiten mitten ins Fußgängerzonengetümmel zu wagen.

Es hat sich gezeigt, dass es Sinn macht, zu konzentrieren, auf die Stadt einerseits, wo mit vielen Open-Air-Bühnen auch Menschen im Vorübergehen erreicht werden und auf die Messe andererseits. Die Befürchtungen, die Messe könnte durch ihre riesigen Ausmaße – es ist das größte Messegelände der Welt – leer wirken, haben sich nicht bewahrheitet. Vielmehr scheint die erzwungene multifunktionale Nutzung

der hannoverschen Messehallen ein zukunftsweisendes Konzept zu sein. Viele Besucherinnen und Besucher fanden gerade gut, dass es nicht so ein Gedränge gab und neben Podium und zentralen Diskussionen am Rande auch Stände zur Information oder mit Büchern waren.

In jedem Fall hat die Losung Menschen zusammen geführt. Wie war sie zunächst umstritten! Vom „Kinderkirchentag“ war abfällig die Rede, viel zu offen sei das mit den drei Punkten, keine Zeitansage, sondern typisch evangelische Offenheit für alles sozusagen. Die Kritik hat sich getäuscht. Das war genau die richtige Losung zur richtigen Zeit! Da ging es nicht nur, aber auch um die demografische Frage. Kinder, Familie, das sind Zukunftsthemen, Themen unserer Kirche – Herr von Nordheim hat es bei der Einbringung des LSA-Berichtes betont. Vor allem aber hat die Losung die Frage in den Raum gestellt, wie wir denn unseren Glauben weitergeben an die nächste Generation. Genau das ist der biblische Kontext – in einem Ritual wird im alten Israel erzählt vom Glauben, von den Erfahrungen mit Gott „wenn dein Kind ich morgen fragt...“. Ob das nun ein öffentliches oder ein familiäres Ritual war, das wissen wir nicht. Aber ganz offensichtlich ist, dass es Christinnen und Christen gibt, die manchmal sprachlos sind gegenüber ihren Kindern. Der Erzählfaden des Glaubens scheint abgeschnitten, die Rituale werden nicht mehr eingeübt, nicht mehr gelebt. Das ist die große Krise des Glaubens, das Verstummen, das nicht Weitererzählen des Glaubens, das Nicht-Praktizieren, das Sich-Zieren und Abwiegeln nach dem Motto: die Kinder können ja eines Tages selbst entscheiden, ob sie glauben wollen oder nicht. Aber wie sollen sie denn entscheiden, wenn sie die Quellen nicht kennen, keinen Zugang zu den Wurzeln haben? Dabei haben Kinder existentielle Fragen, sie suchen Halt und Orientierung.

Mir ist das besonders deutlich geworden im Kinderzentrum. Nicht ein Kinderkirchentag vorab, sondern Kinder auf dem Kirchentag - das war die beste Innovation dieses Kirchentages. 12.000 Kinder pro Tag – unsere Kindergottesdienstarbeitstelle hat viel beigetragen, diesen Ansturm zu bewältigen. Und die Kinder haben die relevanten Fragen gestellt: Was macht Gott mit den Bösen? Ein kleines Mädchen fragte mich: Kann Gott meine Krankheit gesund machen? – und zeigte mir ihre Neurodermitis. Die Losung hat uns dazu gebracht, elementar vom Glauben zu reden. Und eines ist mir dabei wiederum glasklar geworden: Kinder sind Subjekte des Glaubens. Wir sollten sie als solche ernst nehmen, nicht nur als Objekte sehen, denen wir vom Glau-

ben erzählen. Ich denke, sie drängen uns auch zu einer elementaren Sprache, einer Sprache wie Jesus selbst sie nutzte: in Geschichten und Gleichnissen, ganz klar und unverschnörkelt. Doch, ich bin dankbar für diese Losung.

Zwei Themen haben sich beim Kirchentag immer wieder in den Vordergrund geschoben: Globalisierung und Spiritualität. Zum Thema Globalisierung hat mich vor allem die Tagung vorab in Loccum gefreut. Sie war ein Experiment, das schon lange anstand. Was bedeutet die Teilnahme so vieler Menschen aus dem Ausland? Können wir ihre Expertise nicht ganz anders nutzen, kann nicht der Kirchentag eine Art Plattform für ein Global Network sein? Ishmael Noko, der Generalsekretär des LWB sagte: „Wenn es gelänge, den Kirchentag als einen gemeinsamen Kirchentag der ChristInnen weltweit, als ‚unseren Kirchentag‘ zu verstehen, wäre diese ein bedeutendes Zeichen in einer globalisierten Welt....“.

Erwähnen will ich an dieser Stelle auch, wie froh und dankbar ich bin, dass wir kurz vor dem Kirchentag eine Kapelle auf dem Flughafen einweihen konnten. Schon zur EXPO hatten wir uns das gewünscht, damals kam es aus unterschiedlichen Gründen nicht dazu. Als ich Anfang des Jahres hier eine Verspätung absitzen musste, da das Flugzeug in Frankfurt nicht rechtzeitig hatte abfliegen können, dachte ich: jetzt wäre es gut, in die Kapelle gehen zu können, einen Ort zu finden für Zeit und Ruhe zum Beten. Aber das gilt natürlich auch für andere Situationen. Ich denke an die Kinder aus der Region Gomel, die auch in diesem Sommer wieder hier eingetroffen sind. Menschen haben für Ihre sichere Ankunft gebetet, Menschen werden sie hier mit Gottes Segen verabschiedet. Die Kapelle ist ein Ort für Menschen, die auf liebe Angehörige warten. Für Menschen, die sich verabschieden und Segen füreinander oder für sich selbst erbitten. Beides kennen wir aus der Bibel, den Segen, den der Reisende den Zurückbleibenden erteilt wie etwa Laban, der seine Enkel und Töchter zum Abschied küsst und segnet (1. Mose 32,1) oder auch Rebekka, die von Eltern und Bruder gesegnet wird, bevor sie sich auf den Weg macht in ihre neue Heimat bei Isaak (1. Mose 24,60).

Solcher Segen tut gut, denn eine sichere Reise ist auch heute nicht selbstverständlich. Sie verläuft zwar anders als zu Rebekkas oder Labans Zeiten, die Transportmittel haben sich verändert. Aber Gefahren gibt es allzu mal, auch im Zeitalter von Flugzeug und Technik.

Kommen wir nach diesem kleinen Exkurs aber zurück zum Kirchentag. Der Schlussgottesdienst war ein gewagtes Experiment. Unser Stadion war zu klein für die 105.000 Teilnehmenden, noch nie aber hatte ein Abendmahl auf einer solchen Fläche stattgefunden. In ersten Auswertungsrunden ist manches kritisiert worden, manches empfand auch ich selbst als Liturgin als schwierig. Aber insgesamt war das ein gelungener Großgottesdienst, davon habe ich mich überzeugt, als ich mir mit etwas Abstand die Fernsehübertragung auf Video angeschaut habe. Und das, was schwierig war – davon können wir lernen. Wäre alles nur perfekt gewesen, wäre das doch auch merkwürdig.

Was bleibt von den wunderbaren Tagen in Hannover? Ja, sie waren ein Segen. Das habe ich zum Abschluss gesagt und das empfinde ich auch so. Da war ein besonderer Geist in der Stadt, der Geist der Gemeinschaft, des Miteinander – der Heilige Geist? Unsere Landeskirche braucht hin und wieder solche Highlights! Ich denke, ein Fest des Glaubens kann eben auch stärken für die Mühen der Ebene! Bei allen Sparmaßnahmen und Strukturdebatten auch zu erfahren: es ist wunderbar, Christin und Christ zu sein, die evangelische Kirche, die stellt was auf die Beine, hier erfahre ich Gemeinschaft, das tut schlicht gut.



Ach du lieber Gott, Finanzkrise auch im Himmel!

So freue ich mich beispielsweise auf die Kindergottesdiensttagung im kommenden Jahr oder den Gospelkirchentag 2008, den ich gefragt habe, ob er nicht nach Hannover kommen will. Beides kleinere Veranstaltungen als der DEKT, aber nichtsdestotrotz je ein großes Ereignis. Ministerpräsident Wulff und Oberbürgermeister Schmalstieg haben ja nun angeregt, einen Ökumenischen Kirchentag 2017 nach Hannover einzuladen. Wir werden sehen. Ich weiß sehr wohl, wie kompliziert ein solches Gebilde im Hintergrund ist. Überhaupt werden wir schauen, wie der Kirchentag sich entwickelt. 2009 soll er in Bremen stattfinden. Das wird für die Bremer Kirche eine enorme Herausforderung, denn nach diesem Jahr werden wir finanziell als Nachbar-kirche nichts beitragen können, allenfalls die umliegenden Gemeinden unserer Landeskirche als Quartiergeber oder auch beim Abend der Begegnung beteiligt sein. Ob und wie der Ökumenische Kirchentag 2010 in München stattfindet, bleibt ebenfalls abzuwarten. Was ich mir aber in jedem Fall gut vorstellen kann, ist im Jahr des Re-formationsjubiläums 2017 wieder einen Deutschen *Evangelischen* Kirchentag in Hannover durchzuführen. Aber bis dahin fließt noch viel Wasser die Leine hinunter...

2. Spiritualität

Ja, der Kirchentag in Hannover war geprägt von Spiritualität. Die Halle der Spirituali-tät mit ihren zwölf Stationen etwa hat viele begeistert. Unsere Klöster der Landeskir-che, die Klosterkammer und viele einzelne haben sich da intensiv engagiert. Im Vor-feld des Kirchentages konnten wir den Pilgerweg von Volkenroda nach Loccum unter großer Beteiligung in Hameln eröffnen. Pilgern wird entdeckt als eine Möglichkeit e-vangelischer Spiritualität. Der Besuch einer Kirche, die Teilnahme an Stundengebe-ten, das neue Erlernen von Schweigen - auch so wächst Spiritualität. Wie sagte Herr Dr. Arnold vorgestern in seinem Vortrag: Die Seele zum Klingen zu bringen sei ein Ziel der Arbeit des Michaelisklosters.

Aber was genau ist Spiritualität? In jedem Fall geht es um mehr, als dass wir eine Kerze anzünden... obwohl ein Kennzeichen sicher auch die Gebetsorte in unseren Kirchen sind, die in vielen Gemeinden entstehen, die Möglichkeiten, ein Licht zu ent-zünden. Spiritualität kann sicher nicht unser Beitrag zum Wellness-trend dieser Tage sein nach dem Motto: dann fühlst du dich halt besser, „ganzheitlich irgendwie“. Oder: mache ich in Spiritualität, dann werde ich leistungsfähiger, entspannter, das bringt

mir was. Fast scheint es, als werde Spiritualität dieser Tage zum Trend, zum Füllsel emotionaler Bedürfnisse in der Konsumwelt.

Christian Möller sagte in seinem Vortrag vor der VELKD-Bischofskonferenz zum Thema: „Von Zeit zu Zeit tauchen Begriffe auf, die einen so großen Sog ausüben, dass an ihnen nicht mehr vorbeizukommen, sondern nur noch präzisierend durch sie hindurchzukommen ist.“¹ Er hat wohl Recht, ein Modebegriff ist das geworden, vor allem in einer Zeit, die eine „Rückkehr der Religion“ diagnostiziert. Ist das aber diffuse Religion, gefühlte Religiosität sozusagen, oder konkrete, spezifische, an Bibel und Bekenntnis orientierte Religion?

„Hilf du, St. Anna, ich will ein Mönch werden!“ - 500 Jahre ist es morgen her, dass Martin Luther das rief. In Todesangst geriet er am 2. Juli 1505 bei Stotternheim auf dem Weg vom Besuch bei seinen Eltern in Mansfeld zurück nach Erfurt, mitten in einem schweren Gewitter. Ein halbes Jahrtausend ist das her! Können wir das heute noch nachempfinden? Doch, ja, denke ich. Da ist beispielsweise die entsetzliche Angst, die Menschen während des Tsunami Ende letzten Jahres erlebt haben. Da haben Menschen auch zu Gott geschrien, um ihr Leben gefleht. Oder denken wir an die kleineren Ängste, die durchaus existentiell sein können, etwa jetzt am Schuljahresende. Da hat mancher Junge, manches Mädchen Angst, es nicht zu schaffen, das Klassenziel nicht zu erreichen, und wird Gott um Hilfe bitten, ob aus tiefen Glauben, ob aus Intuition. Und in so mancher Angst sagt mancher Mensch: lieber Gott, wenn du mir hier raushilfst, dann will ich dies oder jenes tun bzw. ändern im Leben. Das ist nicht neu und das gibt es auch heute.

Dass aber so konsequent umgesetzt wird, was Gott da versprochen wurde, das ist eher selten. Normalerweise heißt es dann meistens: Na ja, noch mal Glück gehabt! Oder: ist noch mal gut gegangen, hat so sollen sein. Dass jemand aufsteht und sagt: ich werde jetzt mein Leben komplett ändern, weil ich das Gott versprochen habe – na, da würde die Nachbarschaft und die Familie wohl eher die Stirn runzeln nach dem Motto: für solche Fälle gibt es Ärzte mit einer Couch... .

Wahrscheinlich unterscheidet uns das mehr als alle technologische Innovation vom Mittelalter - diese tiefe Lebensangst und elementare Gottesfurcht. So wie Luther sie kannte, ist sie den meisten heute abhanden gekommen. Und daran hatte Luther

¹ Christian Möller, Lutherische Spiritualität – Reformatorische Wurzeln und geschichtliche Ausprägungen, in: Lutherische Spiritualität, hg. v. Hans Krech und Udo Hahn, Hannover 2005, S. 15ff.; S. 15.

nicht unerheblichen Anteil, denn er hat das Gottesverhältnis des Menschen radikal neu definiert. Nicht Angst, sondern Vertrauen, das Vorausgehen der Zusage vor der Anforderung, das hat seine theologische Erkenntnis geprägt. 1505 aber ist er erst am Anfang des Weges. Ganz konsequent tritt er nur 15 Tage nach jenem Gewitter ins Augustinerkloster in Erfurt ein – letzten Sonntag durfte ich zum Jubiläum dort predigen. Damit begann eine Geschichte, die Europa verändern, ja die ganze Welt sollte.

Allerdings ist die Wirkung in manchen Varianten ambivalent, wie wir wissen. Ja, da ist die Freiheit eines Christenmenschen: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarere Knecht aller Dinge und jedermann untertan. Du bist aller Dinge frei bei Gott durch den Glauben; aber bei den Menschen bist du jedermanns Dienst durch die Liebe.“ Dieser Freiheitsgedanke wird heute gern im Sinne von Unabhängigkeit gesehen. Und das ist gut so. Aber das andere, ein Knecht sein, eine Magd auch, im Sinne von Bindungen eingehen, das ist verloren gegangen. Dieses Gefühl der „schlechthinnigen Abhängigkeit“, wie Schleiermacher das Gottesverhältnis später beschrieb, es findet sich bei vielen in Europa nicht mehr. Dabei geht es nicht, wie es noch Luther mit dem Bild von der Magd und dem Knecht beschrieben hat, um ein oben und unten. Es geht viel mehr um ein Verwiesensein auf Gott, der dem Menschen gegenübersteht – als Gott.

Auch das Gewiesensein auf den anderen, die Nächste geht vielen Menschen verloren. So manche driften orientierungslos durchs Leben, ohne Sinn, ohne Gottesverhältnis, ohne Glauben, allein sich selbst und dem Fernsehprogramm verbunden. Das ist nicht Individualität, sondern Vereinsamung. Andere suchen nur sich selbst, nicht den anderen, nutzen Spiritualität zur eigenen Stärkung – auch das ist nicht lutherische Spiritualität, sondern Selbstzentrierung. Da entsteht schnell eine neue Art von Werkgerechtigkeit im Sinne von „Wachsen durch spirituelle Praxis“ wie manche es etwa bei ZEN-Meditation anpreisen. Und auch das Auflösen des Individuums, das manche fernöstliche Spiritualität als Ziel verkündet, ist nicht vereinbar mit unserer christlichen Überzeugung, dass der Mensch je einzeln vor Gott steht, auch über den Tod hinaus: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen...“. Eine Unterscheidung der Geister ist also durchaus gefragt!

Luther hat im Kloster seinen Weg gefunden, spirituell und theologisch. Er studierte die Bibel tiefer und tiefer, bis er klar erkannte, was das Entscheidende für Glaube

und Kirche ist: Gottvertrauen allein. Nicht die Heilige Anna muss ich anrufen, nicht in Angst und Schrecken erstarren, sondern mitten im Leben darf ich mich von Gott gehalten wissen. Das ist deshalb das zentrale Vermächtnis Luthers, wenn wir einen Zugang zur Spiritualität suchen: Bibelstudium. Lutherische Spiritualität befindet sich nicht im luftleeren Raum, sie entwickelt sich nicht aus bestimmten Praktiken spirituellen Erlebens, sondern von der Bibel her, aus der Verkündigung des Wortes Gottes. Auf Christus konzentriert entwickelt sich unsere Spiritualität. Sie vergewissert sich an Gottes Lebenszusage. Insofern ist lutherische Spiritualität immer biblische Spiritualität. Und sie ist Taufspiritualität, gegründet in der Taufe als bleibende Lebenszusage. Die Rückversicherung „baptizatus sum“, die Luther in seinen Auseinandersetzungen immer wieder getragen hat, ist ein Kennzeichen dafür. Und sie ist Abendmahlsspiritualität, gewiesen auf die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen jetzt und hier und über dieses Leben hinaus.

Christian Möller hat in dem bereits genannten Vortrag lutherische Spiritualität in ihrer Eigenart in vier Thesen zusammengefasst. Ich halte sie für hilfreich - auch in der Differenzierung zu anderen „Spiritualitäten“ – und möchte sie deshalb zitieren:

1. „Gegenüber einer Spiritualität, die nach Vollkommenheit in der Heiligung strebt, kommt für lutherische Spiritualität der Schatz des Evangeliums in zerbrechlichen Gefäßen von Menschen zum Leuchten, die ihrer Sünde im Angesicht Christi auf befreiende Weise inne werden und deshalb mit ihrem „Pfahl im Fleisch“ fragmentarisch leben können.
2. Gegenüber einer Spiritualität die den Alltag überwinden und zum Besonderen und Heiligen strebt, ist für lutherische Spiritualität das Einwandern in den Alltag und die Begeisterung für das Alltägliche und Nächstliegende kennzeichnend.
3. Gegenüber einer Spiritualität, die esoterisch auf Vergeistigung aus ist, ist für lutherische Spiritualität die Freude am Sinnlichen wie z.B. Wasser, Brot und Wein oder dem Zug der Sprache in den Gesang kennzeichnend.
4. Gegenüber einer Spiritualität, die durch Meditation den menschlichen Willen zu überwinden sucht, um in das Ganze einer apersonalistisch gedachten Wirklichkeit einzutauschen, ist für lutherische Spiritualität das herzliche Verlangen nach dem Kommen und Wiederkommen Jesu Christi kennzeichnend, der im

Menschen zum Subjekt der Heiligung und so zum Täter der wahrhaft guten Werke wird.“²

Luther hat durch sein theologisches Ringen entdeckt, dass wir Gemeinschaft nicht als vorgegeben voraussetzen können. Wer?, Warum?, Wie? ist Kirche – das war eines seiner Lebensthemen. Sein Kirchenverständnis unterscheidet uns bis heute von anderen, Kirche ist für ihn schlicht da, wo das Evangelium schriftgemäß verkündigt und die Sakramente verantwortlich dargereicht werden. Das bringt auch ein eigenes Amts- und Abendmahlsverständnis mit sich.

Als die BILD-Zeitung titelte „Wir sind Papst“, habe ich gedacht: ja, genau das ist lutherische Theologie! Du und ich sind in die Nachfolge gerufen, als Mann und als Frau, als Pastor oder Model, als Hausfrau oder Geschäftsmann. Jeder und jede von uns sind Stellvertreterin und Stellvertreter Gottes. Wir können Verantwortung nicht delegieren. Das hat Luther nach langem Ringen in aller Tiefe verstanden und überzeugt. Gott wendet sich uns zu und auf dieser Grundlage können wir in Freiheit und Verantwortung leben.

Mit Luthers Eintritt ins Augustinerkloster in Erfurt begann ein Weg, der ihn von seiner Kirche entfernte. In Augsburg fand letzten Sonntag ein Gottesdienst zur Erinnerung an das Augsburger Bekenntnis (CA) von 1530 statt. Es wird als die Gründungsurkunde der lutherischen Kirche angesehen. Ishmael Noko, der bereits genannte Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, predigte dort. Manche sagen nun, was sollen diese Unterschiede ein halbes Jahrtausend danach? Ja, auch ich bin dankbar, dass sich die Ökumene in den vergangenen Jahrzehnten so wunderbar entwickelt hat. Und es bleibt festzuhalten: uns verbindet mehr als uns trennt.

Doch gleichzeitig ist vielen von uns in den vergangenen Monaten wieder besonders bewusst geworden, wie sehr sich lutherische Identität eben bis heute von römisch-katholischer unterscheidet. So manche Protestanten haben in diesem Frühjahr noch einmal wahrgenommen, dass die Themen der Reformation aktuell geblieben sind für unsere Kirche. Das Geschehen auf dem Petersplatz rund um den Tod von Papst Johannes Paul II. und die Wahl von Kardinal Ratzinger zum neuen Papst haben das unterschiedliche Kirchen- und Amtsverständnis noch einmal deutlich sichtbar gemacht. Die theologische Überzeugung vom Priestertum aller Getauften und das Bild

² Christian Möller, aaO., S. 36.

der Kardinalsversammlung stehen in Kontrast. CA formuliert das bis heute in überzeugender Klarheit: „Um diesen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, das Evangelium und die Sakramente gegeben...“ (CA 5). Die Zeremonien einer zentralen und mächtigen Kirche sind mit der *theologia crucis* nicht in Einklang zu bringen.

Zudem sind die jetzigen Überlegungen zur Selig- und Heiligsprechung, die Überprüfung gemeldeter, durch Karol Wojtyla angeblich post mortem gewirkter Wunder mit Luthers Ablehnung von Heiligenverehrung schlicht nicht in Einklang zu bringen. Oder wie CA 21 formuliert: „Aus der H. Schrift kann man (aber) nicht beweisen, dass man die Heiligen anrufen oder Hilfe bei ihnen suchen soll. Denn es ist nur ein einziger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus“ (1. Tim 2,5)“. Wir sollten gelassen und ruhig unser Kirchenverständnis praktizieren und dabei den Weg der Ökumene selbstbewusst vorangehen. „Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden... (CA 7). Deutlich geworden ist, denke ich: es gibt keinen Weg zurück nach Rom für lutherische Theologie. Aber es gibt die Notwendigkeit eines gemeinsamen Zeugnisses mit den in der Welt.

Deshalb finde ich gut, dass die Konferenz Europäischer Kirchen gemeinsam mit der Europäischen Katholischen Bischofskonferenz eine dritte Europäische Ökumenische Versammlung (EÖV) plant. Sie soll unter dem Thema „Das Licht Christi scheint auf alle. Hoffnung für Erneuerung und Einheit in Europa“ vom 4.-8. September 2007 in Sibiu/Hermannstadt in Rumänien stattfinden. Das könnte ein gewichtiges Zeichen sein, gerade nachdem die Frage Europas ja nun in den letzten Wochen sehr konkret geworden ist. Was tragen die Kirchen zu Europa bei, das ist eine gewichtige Frage. Nein, ein Christenclub im Sinne der Exklusivität ist das nicht, Herr Bade hat das gestern deutlich gesagt. Aber um eine Wertegemeinschaft geht es, um Kultur!

Diese dritte EÖV soll in einem Land stattfinden, in dem die Orthodoxie prägend ist. Und: Rumänien hofft noch immer, 2007 in die EU aufgenommen zu werden, Sibiu ist zudem 2007 Kulturhauptstadt Europas. Geplant ist, dass der Weg dorthin gestaltet wird durch kleinere Treffen in Rom vom 24.-27. Januar 2006 und in Wittenberg vom

15.-18. Februar 2007. Das wird ein besonderer Prozess auf den Spuren der europäischen Spaltungen der Christenheit nach vorn im Zeitalter der Ökumene. So könnten die Kirchen hoffentlich gemeinsam ein Signal für Europa setzen, einen ökumenischen Impuls geben. Was aber bedeutet es, wenn es in den Vorbereitungsunterlagen heißt, der spirituellen Dimension solle Vorrang gegeben werden? Es gibt keine christliche Spiritualität im Abseits von Inhalten. Spiritualität sucht nach inhaltlicher Präzision. Hier wird es auf dem Weg noch manche Klärung geben müssen.

3. Christliche Praxis

Christliche Spiritualität ist nie individualistisch und auch nicht weltabgewandt. Michael Beintker hat dazu eine wichtige Definition gegeben. Er sieht Spiritualität schlicht als das, was früher als „geistliches Leben im Glauben“ bezeichnet wurde und definiert so: „Es geht um ein Leben, das sich nicht auf das Vorletzte, sondern auf das Letzte gründet und aus Gott als den Grund allen Daseins seine Kraft schöpft.“³ Christliche Spiritualität ist also eine Lebenshaltung. Die fünfte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi 1975 sprach von einer „spirituality for combat“ und formulierte: „Wir sehnen uns nach einer neuen Spiritualität, die unser Planen, Denken und Handeln durchdringt.“ Das ist ein angemessener Ansatz bis heute. Spiritualität nicht als Auszeit vom Alltag, sondern Spiritualität als Leitmotiv, oder auch cantus firmus für unser Tun. Das heißt für mich, Glaube und Leben werden zusammen gehalten, mein Leben steht unter Gottes Vorzeichen.

Im konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung wurde das in den 80er Jahren deutlich. Theologische und soziale Themen, Ethik und Frömmigkeit sind keine getrennten Welten, sondern gehören zusammen. Wer im Glauben lebt, wird auch auf dieser Grundlage handeln. Oder wie die Barmer Theologische Erklärung formuliert: „Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben“ (2. These).

Lassen Sie mich zu dieser Praxis im letzten Teil des Berichtes ein konkretes Beispiel geben, das mich seit unserer letzten Synodaltagung besonders beschäftigt: das Thema Flüchtlinge. Es begann mit der versuchten Abschiebung von Zahra Kameli.

³ Michael Beintker, Christliche Spiritualität – Versuch einer Krieteriologie, in: Lutherische Spiritualität, aaO., S. 39ff.; S. 41.

Kurz nachdem Präsident von Vietinghoff und ich zu einem Hintergrundgespräch bei Innenminister Schönemann waren, um auch bei ihm klarzustellen, wie wir mit dem Thema Kirchenasyl umgehen, erreichten uns Informationen, dass Frau Kameli in Abschiebehaft genommen sei. Bereits vorher hatte ich die Abschiebehaftanstalt in Langenhagen besucht. Mir ist sehr deutlich, dass Abschiebung gesetzlich geregelt werden muss und Menschen, die in unser Land kommen, ohne einen berechtigten Aufenthaltstatus zu haben, abgeschoben werden müssen. Die Situation dort aber ist keine leichte Aufgabe, auch nicht für die Vollzugsbeamten und ich bin dankbar, dass dort unsere Gefängnisseelsorge tätig ist.

Viele in unserer Kirche hat insbesondere die verzweifelte Situation von Zarah Kameli umgetrieben. Dass sie seit Ende Januar in Abschiebehaft saß, dass die Glaubwürdigkeit ihres Übertritts zum Christentum angezweifelt wurde und sie monatelang Angst hatte vor der Abschiebung in den Iran – ein Land, das nicht gerade dafür bekannt ist in der Welt, dass es die Menschenrechte vor allem von Frauen respektiert - und dann in letzter Minute von einem Lufthansapiloten bewahrt wird – jeder Mensch kann ahnen, was das bedeutet.

An ihrem „Fall“ wird noch einmal deutlich, dass Recht und Mitmenschlichkeit in einem krassen Gegensatz stehen können. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge sah keine Abschiebungshindernisse, Flüchtlingsrat und Asylgruppen aber sehen sie akut an Leib und Leben gefährdet. Hier klafft eine Lücke in der Beurteilung, die der besonderen Lage eines einzelnen Menschen nicht gerecht wird. Für einzelne ist das Gestrüpp zwischen Landes- und Bundesrecht schwer nachvollziehbar, und es wäre für unser Land schlicht ein Armutszeugnis, wenn ein Mensch sich in einem Rechtsstaat in diesem Gestrüpp verfängt, beispielsweise durch den Vorwurf, Begründungen seien unglaubwürdig, weil zu spät geliefert.

In der Bibel heißt es: „Gott hat die Fremdlinge lieb“ (5. Mose 10,18). Dem fühlen wir uns verpflichtet. Zahra Kameli ist Mitglied unserer Kirche. Wir haben alles in unserer Macht stehende getan, ihr in unserem Land einen gesicherten Aufenthaltstatus zu verschaffen. Es wurde vielen Menschen deutlich: da geht es nicht um Bürokratie und Paragraphen, sondern um eine Frau in sehr realer Angst um Leib und Leben.

Ausdrücklich will ich allen danken, die sich für Frau Kameli eingesetzt haben, dem Ausländerpfarramt in Göttingen mit seinem Asylkreis, Pastor Kutzner, der sie nach

Frankfurt begleitet hat, aber auch dem BGS, der sich mit Kompetenz und Respekt verhalten hat sowie der Flughafenseelsorge in Frankfurt und vor allem dem Piloten sowie dem Arzt an Bord jener Maschine nach Teheran. Mit diesem „Fall“ aber hat sich gezeigt, dass unser neues Zuwanderungsgesetz, an das wir viele Hoffnungen geknüpft haben, gerade den geduldeten Flüchtlingen bei uns nicht wirklich eine neue Chance bietet und auch Neuerungen wie etwa die Anerkennung geschlechtsspezifischer Gründe der Verfolgung nur langsam zum Zuge kommen. Einzelfallgerechtigkeit wird von den oft schwierigen Regelungen eher verhindert. Die Altfallregelung für Flüchtlinge, die seit vielen Jahren geduldet unter uns leben, ist noch immer nicht in Sicht.

Und es gibt viele andere „Fälle“

- Ich denke an Thu Nga Van. Sie wurde mit ihrer Familie aus Peine abgeschoben nach Hanoi, in ein Land, das sie nicht kannte, dessen Sprache sie nicht spricht. Wer über die letzten Wochen verfolgt hat, wie sich Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler, Eltern, der Botschafter in Hanoi und andere dafür eingesetzt haben, dass sie zurück kommen kann, ist bewegt von diesem Engagement. Und doch habe ich manches Mal geschluckt, wie viele Hürden es gibt. 2000 Euro für ihre Abschiebung etwa mussten zurück gezahlt werden. Ihr Aufenthalt zum Zweck des Schulbesuchs durfte keine öffentlichen Gelder kosten, deshalb durfte sie zunächst keine öffentliche Schule besuchen, also wurde eine Privatschule gesucht, die sie aufnimmt. Auch dafür hätte Schulgeld aufgebracht werden müssen. Schließlich haben die Eltern einer Adoption zugestimmt. Damit ist der Weg für den Besuch einer öffentlichen Schule frei. Aber dieser Weg ist ja auch nicht unproblematisch, sind ihre Eltern doch willens, sich um ihr Kind zu kümmern, suchen aber den besten Weg. Und ihr autistischer Bruder, ihre kleine Schwester, sie bleiben in Hanoi mit wenig Perspektive zurück.
- Viele unserer Kirchengemeinden setzen sich für Flüchtlingsfamilien ein, auch durch Verfassen einer Petition. Jüngstes Beispiel ist die Petition der Kirchengemeinde in Groß Lafferde vom 12. Juni, die sich für die Familie Asim und Ehrima Mustafi und ihre Kinder Haris und Sahid, 11 und 16 Jahre engagiert. Die Abschiebung soll zum 15. Juli erfolgen. Die Familie ist integriert, die Kinder besuchen mit guten Leistung die Realschule, Herr Mustafi ist seit über vier Jahren in einem Beschäftigungsverhältnis, bei einer Rückführung sind Repressalien zu befürchten.

- Vorgestern hat epd gemeldet, dass vier Angehörige einer siebenköpfigen Familie aus dem Libanon nach 15jährigem Aufenthalt auseinandergerissen wurde. Gegen 2 Uhr morgens kam die Polizei und schob die Mutter mit drei ihrer Kinder zwischen neun und 21 Jahren in die Türkei ab, obwohl keiner von ihnen die türkische Sprache beherrscht. Der kranke Vater und seine suizidgefährdete 17jährige Tochter sind in klinischer Behandlung, ein weiterer Sohn ist in Deutschland verheiratet und damit aufenthaltsberechtigt. Nachbarn, Schulkameraden und Freunde sind erschüttert, beim Landtag liegt eine Petition für ein Bleiberecht vor. Der Landkreis Hildesheim gibt zu dem „Vorfall“ keine Stellungnahme ab.

Mich macht das zornig.⁴ Ich bin auch überzeugt, dass es der Grundhaltung unseres Landes und des Grundgesetzes widerspricht. Wir brauchen aufrechte junge Leute, die hier ihre Zukunft sehen, solche Zuwanderung ist notwendig. Ja, ich weiß, Kettenuldung ist ein Problem, ein Sich-Widersetzen gegen die Aufforderung auszureisen ist ein Problem. Aber unseren Widerspruch müssen wir durchaus anmelden, wenn geltendes Recht der Menschlichkeit widerspricht. Das Land Niedersachsen will weiterhin keine Härtefallkommission einrichten, sondern Härtefälle im Petitionsausschuss des Landtages behandeln. Das bedauere ich. Zu begrüßen ist aber zumindest, dass bei Härtefällen Vertreterinnen und Vertreter aus dem Bereich der Kirchen sowie andere Expertinnen und Experten hinzugezogen werden sollen.

Gerade die Lage vieler Kinder ist offensichtlich so dramatisch, dass sogar Innenminister Schily bei der Innenministerkonferenz am 23. und 24. Juni den Vorschlag gemacht hat, für Zuwanderer und Flüchtlinge, die seit vielen Jahren ohne gesicherte Aufenthaltserlaubnis in Deutschland leben, aber gut integriert sind, eine dauerhafte Regelung zu treffen. Gestern Abend beim Empfang der EKD am Gendarmenmarkt hat der Bevollmächtigte des Rates der EKD Stephan Reimers ihm ausdrücklich dafür gedankt. Dennoch wurde das vorgeschlagene Bleiberecht aus humanitären Gründen für jugendliche Flüchtlinge und Kinder, die hier geboren sind oder in der Schulausbildung stehen und die in ihren Herkunftsländern keine Zukunftsperspektive haben, von den Innenministern abgelehnt.

⁴ Vor einigen Jahren habe ich Ähnliches gesagt und angemerkt, eine Bischöfin sollte ja wohl eigentlich nicht zornig sein. Lasup i.R. Badenhop hat mir daraufhin ein Lutherzitat geschickt: "Ich habe kein besseres Hausmittel, denn den Zorn. Wenn ich gut schreiben, beten, predigen soll, muss ich zornig sein. Da erfrischt sich mein ganzes Geblüt mein Verstand wird scharf und alle Anfechtungen weichen. Zorn am rechten Ort ist eine Gabe Gottes..."

Sicher, Straftäter müssen ausreisen, und es ist richtig, Menschen abzuschieben, die unser Grundgesetz nicht akzeptieren oder versuchen, sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen ein Aufenthaltsrecht zu erschleichen. Aber bei Kindern und Jugendlichen, die Deutschland als ihre Heimat ansehen, ist dieses Verhalten inakzeptabel und meines Erachtens nicht zu verantworten. Damit kann und will ich mich nicht abfinden. Damit kann und will unsere Kirche sich nicht abfinden.

Der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, hatte vor der Innenministerkonferenz appelliert, eine humane Regelung zu finden: „Es braucht Lösungen, die den Menschen und ihrer Biografie gerecht werden.“ Dieser Appell ist offensichtlich verhallt. Unsere Kirche wird kräftig dafür eintreten müssen, dass er auf der Tagesordnung bleibt. Das ist Teil unserer Spiritualität auf biblischer Grundlage: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt. 25,35)

Was bedeutet der für viele merkwürdige Umgang mit der Vertrauensfrage im Bundestag am heutigen Tag? Werden wir zur nächsten Bundestagswahl als Kirche Wahlprüfsteine entwickeln? Wie wollen wir in unserem Land mit Flüchtlingen und Zuwanderern umgehen? Wie sieht es aus mit Themen wie Umwelt, Energie, Nachhaltigkeit, Generationengerechtigkeit? Was wird mit der Förderung von Familien und alleinerziehenden?

Liebe Synodale, so viel kann ich sagen: mit wahrhaft gewichtigen, von unserer christlichen Tradition geprägten Begriffen wie Gewissen oder Vertrauen sollte niemand kalkulieren oder gar spekulieren. Glaubwürdigkeit ist ein hohes Gut. Da geht es um Grundsätze des Zusammenlebens, der Kultur, unserer Gesellschaft. Gerade deshalb wird eine wache Kirche, werden Christinnen und Christen gebraucht, die ihre Wurzeln kennen. Evangelische Spiritualität meint eben dies: wissen, wo ich stehe, geistliche Kraft schöpfen und von dort aus in der Gesellschaft wirken. Und zur Not eben auch aufstehen und sagen: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Es geht nicht um einen Rückzug in die fromme Nische. Wir vertrauen darauf, dass Gott uns je neu die Kraft des Glaubens schenkt, aus der heraus wir das Leben sonntags und alltags gestalten, entschieden und fröhlich Christinnen und Christen sind mitten in unserem Land und unserer Welt. Dazu hat uns der Kirchentag neu ermutigt. Dazu werden wir auch in Zukunft Kraft haben aus einer Spiritualität heraus, die Glauben und Handeln zusammen hält.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.